

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 183

Artikel: Im Einheitsschichtbiotop
Autor: Bossart, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM EIN- HEITTS- SCHICHT- BIOTOP

Die Durchmischung von Quartieren wird zwar stets gewünscht, aber selten auch ausgehalten. Potential und Zustand in St. Georgen und Lachen.

von ROLF BOSSART

Als Bewohner St. Gallens ist es schwierig, über Quartiere zu sprechen, weil es streng genommen so etwas hier nicht gibt; verglichen zumindest mit Bern oder Berlin, den Königsstädten unter dem Blickwinkel des Wohnens. In St. Gallen gibt es allenfalls ein paar gute Halbstrassen, die halbe Rotachstrasse, die halbe Felsenstrasse, die halbe Kolosseumstrasse, die halbe Tschudistrasse, die halbe Spyristrasse. Die Quartiervereine täuschen mit teils ambitionierten Quartierzeitungen und durchorganisierten Festen oder Fussballturnieren über die Nichtexistenz von Quartieren hinweg.

Erste Gründe sind schnell gefunden: die Hanglage. Ein gutes Quartier braucht Fläche. Hänge erzeugen Hierarchien und Vereinzelung. Ewig locken die Hänge des Appenzellerlands zum Hinfahren und Steuern sparen. Überall kann man biken, aber die Fahrradkultur fehlt und auch das Gehen, das nicht ein Steigen, Joggen oder Wandern ist. Darum kommt über die Achse Bohl-Bahnhof kaum jemand hinaus. Und darum lebt nicht einmal der grandiose Stadtpark. Aber die Topographie ist das eine, etwas anderes ist die Bausubstanz einer Stadt. Das Glück der Innenhöfe, wie es Berlin oder Bern haben, fehlt St. Gallen fast ganz und damit der Zwang zur Kreativität beim Zusammenleben in einem notgedrungen geteilten Geviert. Es fehlt auch weitgehend eine Geschichte des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, wie sie etwa die roten Städte Zürich oder Wien aufweisen. Dass es die städtische Baupolitik in

St. Gallen – abgesehen vielleicht vom peripheren Wolfganghof und der Remishueb – bis heute nicht schafft, auf Innenhöfe und Genossenschaftssiedlungen zu setzen, ist ein Fehler.

Verdichtete Unterschiedlichkeit

Doch auch der Innenhof kann zum abgeschlossenen Wohlfühlparadies für einige wenige Platzhirsche verkommen und die Genossenschaftssiedlung zur bigotten Homogenisierungsanstalt, mit inoffiziellen Ausländerquoten und dergleichen, wo nur reinkommt, wer Kinder hat, linksliberal denkt, aber auch im Private Banking eine Anstellung finden würde. Über eine offene und trotzdem gemeinschaftliche Wohnkultur in einer Stadt wird deshalb nur zum Teil durch staatliche Baukonzepte entschieden, und wenn, dann nur insofern es gelingt, in den Siedlungen und Häusern der Definition von Georg Simmel, wonach Stadt «verdichtete Unterschiedlichkeit» ist, gerecht zu werden. Jedoch wie soll das gehen, wenn verdichtete Unterschiedlichkeit sowieso immer nur eine städteplanerische Fiktion ist, die sich dort, wo sie erreicht scheint, bei genauem Hinsehen als Einheitsschichtbiotop erweist und höchstens als vielfältiges Nebeneinander von letztlich zum Verwechseln ähnlichen Individuen durchgeht. Tatsächlich verdichtete Unterschiedlichkeit ist dagegen immer nur im Zusammenhang mit grösseren Konfliktpotentialen zu finden und wird daher im besten Fall nur ausgehalten oder in der Erinnerung ver-



klärt, aber von den Bewohnern dieser Quartiere nie wirklich gewünscht. Als Beispiel für ein Einheitsschichtbiotop darf St.Georgen gelten und als Beispiel von verdichteter Unterschiedlichkeit die Lachen.

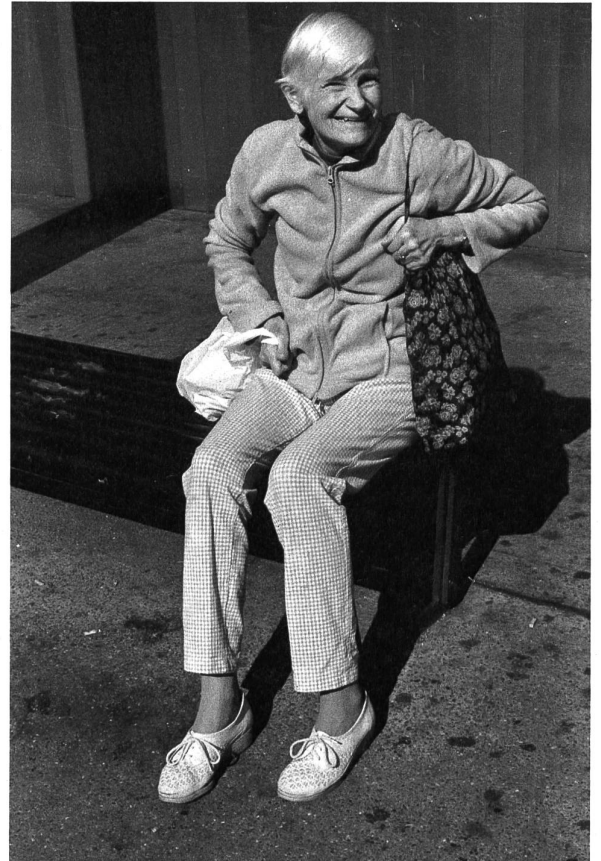
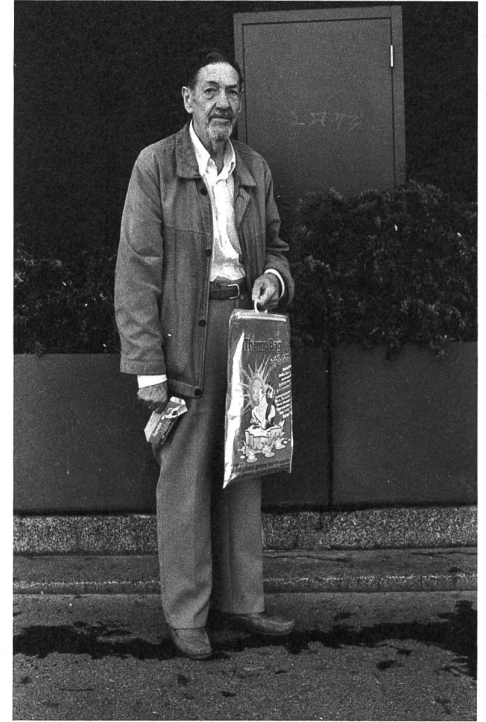
Schön und gut

St.Georgen hat die Weiern und mit der B-Post ein eigenes Kulturlokal. Man kommt mit der Standseilbahn hin. Ein Bach fliesst durch. Es gibt für die vielen Kinder alternative Fussballtrainings, damit die Eltern ihre Wochenenden nicht auf den Sportplätzen der Ostschweiz verbringen müssen. Die Kindertagesstätte ist im Quartier. Aus den offenen Fenstern klingt Instrumentalmusik. Was für den Prenzlauerberg in Berlin und das Murifeld in Bern gilt, ist auch in St.Georgen vorhanden. Die Ansprüche ans Wohnen sind gleich hoch wie an die Lehrpersonen im Schulhaus, und der gefühlte IQ der Kinder ist oft gleich hoch wie das Einkommen ihrer Eltern. Aber abgesehen von solchen etwas hilflosen Wortspielen findet die Missgunst gegenüber diesen Quartieren keine Nahrung. Die Masche mit der schönen Fassade und den vielen Problemen dahinter will bereits für den Rosenberg nicht recht funktionieren und viel weniger noch für St.Georgen. Man darf tatsächlich davon ausgehen, dass hier viele Probleme nicht hinkommen, weil hier Leute zusammenleben, die – durchaus in kritischer Distanz zu manchen Zwängen der Gesellschaft – ihren Platz im Leben gefunden haben. St.Georgen ist so etwas wie Landleben ohne zeitweilige Enge und Trostlosigkeit, und es ist so etwas wie Stadt ohne Emissionen und Konflikte. Unausgeglichene Charaktere könnten schimpfen über zu viel Ruhe, Yuppies über zu wenig Urbanität, Kunstschaffende über fehlende Gegensätze, Politaktivistinnen über das Verschwinden vieler ehemaliger Mitstreiter im Quartier. Sie werden sich hüten, es zu tun, sobald sie Kinder haben oder über vierzig sind. Hier nicht hinzuziehen geht nicht. Wenns da schön und gut ist, bleibt nur zu sagen: Schön und gut, gehen wir auch. Als St.Galler ist es mit St.Georgen wie mit Zürich: Es gibt oft kein Anderswo-Bleiben, sondern nur ein Nichthingehen, das dauernd irgendwie kompensiert werden muss.

Lebensprojekt «Schöner wohnen»

Für Oberschicht wie Unterschicht ist das Wohnen keine Frage ersten Ranges. Für die eine nicht, weil sie sowieso schön wohnt, und für die andere nicht, weil andere Probleme dringlicher sind. Und deshalb hat der in St.Georgen manifeste Wo-Wohndiskurs etwas zutiefst Mittelständisches. Beispielhaft wird hier der Mittelstand greifbar. Er kann sich übers Wohnen das dringend gebrauchte Lebensprojekt geben. Das Bauen eines eigenen Hauses, das Finden der perfekten Wohnung und der Einrichtung dazu. Aber im Lebensprojekt «Schöner wohnen» steckt nicht nur der Wunsch nach Privatheit und Ruhe, sondern auch das Potential für die Bearbeitung des öffentlichen Raumes, und sei es die Strasse vor dem eigenen Haus.

Wer sich seine Wohnung mit viel Leidenschaft und Aufwand erkämpft hat, ist bereit, für diesen Platz weiterhin einzustehen, sich auch zusammenzuschliessen zur Interessengemeinschaft oder zum Widerstand. Die Ambivalenz zwischen einem Gefühl der Ausgeschlossenheit und dem Wunsch, hier heimisch zu werden, die einen Touristen oder eine Spaziergängerin in St.Georgen befallen kann, spiegelt exakt den inneren Quartier-Widerspruch zwischen abgerundeter Privatheit und kollektivem Geist. Man kann die Doppelpräsenz von Gemeinschafts- und Rückzugssehnsucht auch psychoanalytisch zuspitzen und sagen: Ob in London, Berlin oder St.Gallen, immer mischt sich in solchen Quartieren der wache Lebensgeist mit



einer gewissen Morbidität. Und man könnte Sigmund Freud hier sagen hören: «Und nun scheiden sich uns die Triebe, an die wir glauben, in die zwei Gruppen der erotischen, die immer mehr lebende Substanz zu grösseren Einheiten zusammenballen wollen, und der Todestriebe, die sich diesem Streben widersetzen und das Lebende in den anorganischen Zustand zurückführen.»

Symbiose von Business und Party

Doch zurück zu Simmels Definition von Stadt als verdichteter Unterschiedlichkeit. Man beobachtet einerseits, dass es in Städten, zumal solchen mit rot-grüner Regierung, immer einen Diskurs gibt, der die verdichtete Unterschiedlichkeit – meist harmonisierend «Vielfalt» genannt – nicht nur positiv bewertet, sondern sie geradezu als ideale Voraussetzung für Urbanität lobpreist. Gleichzeitig aber wird von denselben Leu-

Ob in London, in Berlin oder in St.Gallen, immer mischt sich in solchen Quartieren wie St.Georgen der wache Lebensgeist mit einer gewissen Morbidität.

ten eine Entwicklung vorangetrieben, welche die Quartiere, die diesem Ideal nahe kommen, durch eine sogenannte Aufwertung allmählich entmischen und vereinheitlichen. Der Versuch der Linken, die notorischen Problemzonen einer Stadt mit einem positiven Begriff zu besetzen und mit verschiedenen Projekten zu verschönern, hat Früchte getragen und sie attraktiv für Mittelstand, Kleingewerbe und deshalb auch für das Kapital gemacht, die alle in dieser Reihenfolge zurück in die City kommen. Dieser Prozess heisst Gentrifizierung und schreitet in Zürich, Winterthur, Bern und Basel wacker voran. Doch weil aus unterschiedlichen Gründen, nicht zuletzt auch wegen des Widerstands der Quartierbewohner, nicht zu erwarten ist, dass überall zu Ende gentrifiziert wird, bleibt das Resultat in der Schwebe zwischen Business- und verdichteter Unterschiedlichkeit.

Nicht so in St.Gallen, das ja auch keine rot-grüne Regierung hat. Hier ist die City immer noch deckungsgleich mit Altstadt und Bahnhofzone, weshalb die meisten Leute zum Wohnen an den Stadtrand abwandern, wovon es in St.Gallen auch mehr als genug hat. Dass im Südwesten der City die Raiffeisenbank das Bleicheli-Quartier gefressen hat, im Nordosten die Bank Wegelin sich anschickt, nach und nach alles aufzukaufen und dass die grünen Häuser hinter den fünf Gleisen der Fachhochschule weichen mussten, wirkt wie eine vorläufige Selbstbeschränkung der Gentrifizierung auf die Grenzen der alten City, auch wenn der gedrungene Leopard unterstützt vom hohen Bundesgericht vielleicht bereits zum Sprung nach Westen ansetzt. Die verdichtete Symbiose von Business und Party ohne Wohnraum ist die Folge.

Die Kunst der Stadtplanung

Das aber ist für die wenigen Quartiere, die nicht Stadtrand und nicht City sind, eine grosse Chance. So zum Beispiel für das Lachenquartier, das, wenn die Stadt nur wollte, das Zeug hätte für eine vielleicht zwanzigjährige Blüte der verdichteten Unterschiedlichkeit, bis auch hier die nötige und gut gemeinte Aufwertung sich selber gefressen hätte. Die Spielplätze und

Pärklis und Geschäfte, die es dazu braucht, sind bereits vorhanden. Aber sie will noch nicht, diese Stadt. Zu vermuten ist, dass bei jenen Stimmbürgern und -bürgerinnen, die im Mai 2006 die Befriedung der Zürcher Strasse (und damit den ersten Schritt zur Aufwertung des Quartiers) abgelehnt haben, nebst der von der Rechten geschürten Angst vor einem Verkehrschaos auch Gleichgültigkeit gegenüber einem Gebiet, wo man selten hinkommt und «sowieso fast nur Ausländer wohnen», mitgespielt hat. Aber ohne solche Aufwertungen und mit eher missglückten, weil weit von Innenhof- oder Genossenschaftsarchitektur entfernten Überbauungen wie dem Vonwilpark, kommt die Mittelschicht nur spärlich in die Lachen. Gerade sie aber würde die verdichtete Unterschiedlichkeit zugleich ergänzen und ihr Konfliktpotential von ein paar gegenteiligen Effekten abgesehen unter dem Strich wohl entschärfen helfen.

Die Kunst der Stadtplanung bestünde also darin, Orte einzurichten, wo sich die Leute, die verdichtete Unterschiedlichkeit wünschen, sie aber nicht ungeschützt und permanent aushalten mögen, in beiden Bedürfnissen ernst genommen fühlen. Das Bedürfnis nach Ruhe und Sicherheit lässt sich befriedigen mit städtebaulichen Massnahmen. Zuallererst eine Wiederauflage der Abstimmung über die Umgestaltung der Zürcher Strasse, dann auch die Förderung und Planung von Genossenschaftswohnraum, und schliesslich eine umsichtige Investitionspolitik in frei werdende Immobilien. Denn wenn die Stadt nicht gewisse Wohnhäuser zur rechten Zeit kauft, sind sie bald fürs Quartier verloren. Und jetzt ist die rechte Zeit, denn sicher haben die Immobilienhändler ihre Späher schon ausgesandt. Die Stadt könnte die Häuser gewissermassen in Quarantäne nehmen und sie zu einem gefahrloseren Zeitpunkt wieder abstossen.

Unter einem einzigen gewaltigen Dach

Die politische Planung muss aber unterstützt und vorangetrieben werden durch einen kollektiven Wunschprozess, der gleichzeitig auch dem Bedürfnis nach verdichteter Unterschiedlichkeit erst den richtigen Zug verleiht. Dabei sind alle Mittel erlaubt. Nicht zuletzt die allseits verpönte Idealisierung einer besseren Vergangenheit, die zwar nie so stattgefunden hat, ohne deren utopische Erinnerung man aber auch kaum zur Vorstellung einer besseren Zukunft gelangt. Es wäre also zu überlegen, ob es nicht – quasi als Ergänzung zur Negativutopie der «Regenbogensiedlung» – in St.Gallen auch Songs bräuchte wie die nostalgische Erinnerung an die Moskauer Kommunalwohnungen der russischen Pop-Gruppe Djuna aus den neunziger Jahren: «Ach, mein heimatliches Land, Land der Rätsel und der Wunder / Wo gibt es noch so ein Glück, wo noch soviel Fortschritt! / Unter einem einzigen gewaltigen Dach, einem weiten und hellen, / brauchen wir kein eigenes Haus, zusammen leben wir fröhlicher. / Das ist eine Kommunal-, eine Kommunalwohnung, / das ist ein kommunales, ein kommunales Land.» Und vielleicht steht dann irgendwann im Lachenquartier nach langem ein Volkshaus, Gemeinschaftszentrum, Solihaus, oder wie es auch immer heissen mag.

ROLF BOSSART, 1970,
ist Theologe und lebt an der
Fellenbergstrasse in einer
konfliktreichen Wohngemeinschaft.